

OHNE EINSCHRÄNKUNG EIN VORBILD

EHRENDOKTORWÜRDE DER OTTO-VON-GUERICKE-UNIVERSITÄT MAGDEBURG
FÜR JAN PHILIPP REEMTSMA

WARUM WIR REEMTSMA EHREN

*Ein Vorwort von Georg Lohmann,
Lehrstuhl für Praktische Philosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg*

Warum gerade Magdeburg? fragte der Kultusminister Jan-Hendrik Olbertz bei seinem Grußwort zur Ehrenpromotion von Jan Philipp Reemtsma. Warum vergibt, bei dem Engagement von Prof. Reemtsma für die Weimarer Klassik, und insbesondere für Martin Wieland, nicht z. B. Weimar (oder Halle?) einen Ehrendoktor an Reemtsma? Gibt es denn überhaupt

eine Beziehung zwischen der Universität Magdeburg und dem Werk oder der Person Reemtsmas? Nun, um es gleich vorweg zu sagen, mit Geld hatte das nichts zu tun. Nicht weil es provinzielle oder pekuniäre Verbindungen zu Magdeburg gäbe, sondern weil es eine Verbindung im Geiste der Geisteswissenschaften gibt, deshalb hat die Magdeburger Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften sich ent-

schlossen, zum Jahr der Geisteswissenschaften einen herausragenden Wissenschaftler zu ehren, den man in seinen wissenschaftlichen Leistungen und seinem intellektuellen Engagement ohne Einschränkung als Vorbild den Studenten empfehlen kann. So sollte man Geisteswissenschaften studieren und praktizieren: Fachlich kompetent und immer auf dem Sprung, die Fachgrenzen zu überschreiten, wenn es denn durch das behandelte Problem nötig erscheint. Im universitären Geist herrscht die Freiheit des „-legens“ (Überlegen, Darlegen, Zugrundelegen, sich verlegen auf), und es war die Universalität des universitären Geistes, dessen Ehrung Prof. Reemtsma dankend entgegennahm.

Professor Reemtsma ist nicht nur durch die stupende Gelehrsamkeit seiner literaturwis-

senschaftlichen Arbeiten zu Wieland, Arno Schmidt und Lessing zu ehren, er beeindruckt, wie die Fachkollegen der Kommission zur Ehrenpromotion ausführten, ebenso als Politik- und Sozialwissenschaftler wie als Philosoph und Geschichtswissenschaftler. Seine Bücher und Schriften zum Verbot der Folter, zur Rolle der Gewalt in der Gesellschaft, zur empathischen Motivation einer universalistischen Moral und zur Bedeutung des Erinnerns und Gedenkens in der Geschichte, hier nicht zuletzt durch die von ihm mitinitiierte Wehrmachtsausstellung, haben ihn über die Fachgrenzen hinaus einer weiten Öffentlichkeit bekannt gemacht. In der bemerkenswerten Laudatio zeigte Prof. Axel Honneth (Frankfurt/Main), dass die Vielfalt dieser Themen aus einer tiefen intellektuellen Irritation über die Rolle der Gewalt zu erklären ist. Der Geist der Aufklärung, dem Reemtsma verpflichtet ist und den er zu aktualisieren weiß, zeigt sich im „Ethos der Illusionslosigkeit“ (Honneth), mit dem er seine immer auch zeitdiagnostischen Essays schreibt. Aus dieser Haltung heraus beantwortete er auch seine provokante Frage: „Geisteswissenschaften“ – würden wir sie vermissen? mit „Nein!“. Doch bevor diejenigen, die im Festschatten des Jubeljahres die Reste der Geisteswissenschaften glauben in den Kehricht fegen zu können, mit klammheimlicher Freude zustimmen, legt er dar, dass es dann auch sie selbst nicht mehr geben würde, zumindest nicht in der Art und Weise, wie bislang kultivierte Menschen sich und ihre Welt verstehen.

Aus Anlass der Ehrenpromotion wird es eine Publikation zum Werk Reemtsmas geben; hier drucken wir den Festvortrag des Geehrten ab.



Prof. Dr. Georg Lohmann (li.)
im Gespräch mit Prof. Dr.
Jan Philipp Reemtsma (re.)



GEISTESWISSENSCHAFTEN – WÜRDEN WIR SIE VERMISSEN?

*Festvortrag Jan Philipp Reemtsmas anlässlich seiner Ehrenpromotion
an der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg am 20. November 2007*

Magnifizenz,
Spektabilis,
Herr Minister,
lieber Axel Honneth,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studierende,
meine Damen und Herren,

ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen für so viele freundliche Worte, ich danke Ihnen für die Ehrung, die mir heute von der Universität Magdeburg zuteil wird. Es ist immer schön, wenn man erfährt, daß andere das, was man tut und zu tun versucht, schätzen, gar einer Ehrung für wert erachten. Wenn jemand allerdings auf die Idee käme, mir eine Ehrung in Form eines Ordens verleihen zu wollen, müßte ich das als Hanseat ablehnen. Es ist bei uns Tradition, keine anderen Loyalitätsverpflichtungen als die – in meinem Falle – zur Freien und Hansestadt Hamburg einzugehen. Mit der Universität ist das etwas anderes. Wer Mitglied einer Universität ist, ist in jeder anderen Universität zu Hause und ist zur Loyalität der gesamten Institution gegenüber verpflichtet. Die mittelalterliche Idee, daß, wer die *venia legendi* der Universität Krakau hat, sie automatisch auch in Paris oder Lissabon hat, ist die eigentliche Geburtsstunde Europas – Europas als eines in erster Linie intellektuellen Netzwerkes. Ich habe es immer als eine Ehre angesehen, Mitglied dieses intellektuellen Netzwerkes zu sein, und darum ist mir eine Ehrung, die aus diesem intellektuellen Verbund kommt, besonders wertvoll. Ich hatte darum in meiner Anrede einen kleinen Protokollfehler eingebaut – wie ich zumindest dachte: die universitären Titel vor dem Minister zu nennen. Nun habe ich eben gehört, daß es gar keiner ist, sondern bei einem inneruniversitären Akt der Minister nur einen Gaststatus hat.

Es gibt eine Ethik des Lobes und eine Ethik des Entgegennehmens von Lob. Wenn man sie benennen wollte, käme man aber leicht in Schwierigkeiten. Im Grunde muß der Laudator über den zu Lobenden reden, als wäre dieser bereits tot: *nil nisi bene*. Dabei weiß der Laudator, der sich ja mit der Arbeit des Gelobten beschäftigt hat, am besten, was es an ihr alles auszusetzen gäbe. Dieses Wissen teilt er mit dem Gelobten. Der weiß das auch. Dennoch gehört es sich nicht, dieses Wissen auszusprechen. Der Laudator würde die Textsorte, zu der ihn sein Auftrag verpflichtet, verfehlen, der Gelobte würde undankbar wirken, wenn er die

Ehre, die ihm durch das Lob widerfährt, eigenmächtig relativieren würde. Eine eigentlich merkwürdige Situation. Ein Ritual. Ein Ritual, das in nichts weiter begründet ist, als in seiner erfolgreichen Praxis. Wittgenstein hätte die Achseln gezuckt und gesagt: „So leben wir eben.“ Mehr läßt sich nicht hinzufügen, außer der auch hier deutlich werdenden Überführung von ethischer Reflexion über das, was sich gehört und was sich nicht gehört, in eine Art ethnologischer Beobachtung: Die Institution Universität braucht solche Rituale – wozu auch das Willkommenheißen von frisch Promovierten gehört, wozu, wie ich meine, auch der Brauch der Antrittsvorlesung gehört –, denn wenn man auf sie verzichtet, bekommt das der gesamten Institution nicht. Die Institution zeigt durch solche Rituale – und durch ihre unironische Ausübung –, daß sie sich selbst ernstnimmt. Wen es dabei im Falle einer Ehrung trifft, ist gar nicht so wichtig. Aber im Grunde ist solche Bemerkung bereits nicht recht gehörig – innerhalb des Rituals nicht. Die ethnologische Betrachtung unseres Lebens ist nämlich zutiefst ironisch, und, wie gesagt, zum Ritual paßt die Ironie nicht. Zu *diesem* Ritual gehört der Dank, und Dank und Ironie passen ebenfalls nicht zusammen. Ich danke Ihnen. Ohne jede Mentalreservation.

Über Geisteswissenschaften soll ich im nun schon abschüssig gewordenen „Jahr der Geisteswissenschaften“ etwas sagen. Um einen Vorabtitel gebeten, habe ich „‘Geisteswissenschaften’ – würden wir sie vermissen?“ genannt. Ich will Ihnen die Antwort auf diese Frage gleich geben, sie lautet: nein. Aber: Würden wir *uns* vermissen, wenn es uns nicht mehr gäbe? Nein, es fehlte das Subjekt, das vermissen könnte. Aus demselben Grund würden wir die Geisteswissenschaften nicht vermissen, wenn es sie nicht mehr gäbe: es gäbe uns dann nicht mehr. Das will nun noch ein wenig erläutert werden.

Zunächst: was soll das eigentlich sein – „Geisteswissenschaften“? Ein Blick in das kürzlich abgeschlossene „Historische Wörterbuch der Philosophie“ lehrt, daß der Terminus nicht von Dilthey stammt, auch nicht aus der Übersetzung von „moral science“ abzuleiten ist, sondern vielmehr historisch vagabundiert; nachgewiesen werden kann er im 18. Jahrhundert, wo er allerdings noch etwas wie „Pneumatologie“ bedeutet. In den letzten Dezennien wird der Terminus zunehmend teilsynonym mit „social

sciences“ verwendet. Nun, wie auch immer: in einer sehr engen Auslegung gibt es eigentlich nur eine einzige Geisteswissenschaft, die Mathematik, wobei zu fragen wäre, ob man dann nicht besser von „Mathematik“ spräche und den Terminus „Geisteswissenschaften“ aufgäbe, und in einer sehr weiten Auslegung, ist alles, was nicht ausdrücklich als Naturwissenschaft gilt, Geisteswissenschaft, was einen auf das Problem stoßen läßt, daß die naturwissenschaftliche Befassung mit dem menschlichen Geist so nicht heißen soll, was implizierte, daß der Terminus nicht auf einen Gegenstandsbereich gerichtet ist, sondern auf Angelegenheiten wie Methoden oder vielleicht bloß akademische Angewohnheiten – wobei wir dann doch wieder in Richtung Dilthey blickten.

Virulent ist die Frage nach den Geisteswissenschaften geworden als fiskalisches Problem. In wie weit muß ein Staat knapper Kassen alles vernachlässigen, was nicht entweder volkswirtschaftlich nutzbringend ist oder die physische Lebenssituation der Bürger verbessert? Hier fanden sich die Vertreter der Geisteswissenschaften auf einmal sehr nahe bei den Vertretern der nicht anwendungsorientierten Naturwissenschaften wieder – und bei den (reinen) Mathematikern, denn was der intellektuell aufregende Beweis des Fermat'schen Satzes anderes einbringen soll, als ein wunderbares populärwissenschaftliches Buch und die für den Nicht-Mathematiker allenfalls im Medium des Stauens über eine ferne Kunde vernommene Mitteilung, daß Gebiete der Mathematik, die von Fachleuten getrennt studiert und gelehrt wurden, viel näher miteinander zusammengehören, als man bisher dachte, kann einem kein Mensch sagen. Auf das Finanzierungsproblem reagieren die einen so, daß sie darlegen, die Geisteswissenschaften brächten auch etwas ein (Arbeitsplätze zum Beispiel, und auch einem Wirtschaftswissenschaftler, Manager oder Bankier könne Romanlektüre bei der Arbeit durchaus helfen), die anderen, indem sie die Bedrohung ihrer finanziellen Ressourcen beleidigt skandalisieren. Sie werden aus meiner Charakterisierung dieser Reaktionsweisen ablesen, daß ich sie beide für blöd halte.

Einerseits ist es Unsinn, etwas nur darum zu tun, um etwas anderes zu befördern. Man soll nicht Latein lernen, um dann schneller Französisch lernen zu können. Es gibt nur einen Grund, Latein zu lernen, und daß ist der, daß es gut ist, Latein zu können. Wer dieser Meinung nicht ist, der lernt eben nicht Latein. Andererseits ist es Unsinn, jemandem, der z. B. nicht Latein lernen will, vorzuhalten, daß er ein Banause sei. Er ist es – einverstanden –, aber er wird nicht plötzlich sein Portemonnaie aufmachen und Lateinlehrer bezahlen, weil er verhindern möchte, daß ich ihn sonst für einen Banausen halte. Es gibt nur einen einzigen Grund, aus dem eine Gesellschaft sich den Luxus der

Geisteswissenschaften leisten sollte: weil sie ein Luxus sind.

Aber was sind „Geisteswissenschaften“? Ich würde gerne aus dem Wort „Geisteswissenschaften“ die Bestandteile „Geist“ und „Wissenschaften“ tilgen, im Bewußtsein, daß ich zunächst beim Lichtenberg'schen „Messer ohne Klinge, an dem der Griff fehlt“ lande. Ich möchte statt von spezifischen Wissenschaften, die doch allenfalls durch die Wittgenstein'schen Familienähnlichkeiten zusammengehören, lieber von der fachübergreifenden Kunst der Hermeneutik sprechen. Fachübergreifend: Ob es nun um Gesetzesauslegung, Reden über Literatur oder Texte der philosophischen Tradition, Interpretationen von Interviews oder Umfragen, das Deuten von Selbstauskünften von Patienten oder das bunte Abbildern des menschlichen Gehirns geht – immer wird die geübte und stets neu zu übende Fähigkeit, etwas zu verstehen, also die Fähigkeit, etwas, das entweder selbst nicht sprachlich ist, in Sprache zu überführen, oder über etwas, das sprachlicher Natur ist, mit anderen Worten zu reden, benötigt. In manchen Fächern steht das im Zentrum der Tätigkeit, in anderen mehr in der Peripherie. In manchen Fächern ist es Mittel zum Zweck, in anderen der Zweck selbst. Die Frage, die sich stellt, ist, ob wir uns zumindest jene Disziplinen, in denen das Verstehen der Zweck selbst ist – also etwa die sogenannte Literaturwissenschaft – aus unserer Kultur wegdenken könnten.

Meine bereits oben angedeutete Antwort: Wir können das nur dann, wenn wir uns unsere Kultur wegdenken könnten und etwas phantasieren, was statt dessen wäre. Lassen Sie mich bei meinem Fach bleiben, das ich ebenfalls ungern „Literaturwissenschaft“, lieber „Reden über Literatur“ nenne. Warum, so ließe sich fragen, soll eine Gesellschaft Menschen ausbilden, damit sie kundiger über Literatur reden und schreiben können, als andere, warum sollte eine Gesellschaft solche Leute dafür bezahlen, daß sie wieder andere darin ausbilden? Meine Antwort darauf: weil sie das schon immer gemacht hat. Wir wissen aus der Verteidigungsrede des Sokrates, daß es in Athen üblich war, über neu auf die Bühne gebrachte Stücke auf dem Marktplatz zu reden und sie mit den Autoren zu diskutieren. Sokrates macht sich nämlich lustig darüber, daß die Zuschauer oft mehr über die Stücke zu sagen wissen, als ihre Verfasser, und spricht damit jene hermeneutische Erfahrung an, daß es möglich ist, einen anderen Menschen besser zu verstehen, als der sich selbst versteht.

Wo Literatur produziert wird, wird auch über sie geredet, und es gibt immer Leute, die diesem Reden-über gerne zuhören – daher der Erfolg des „Literarischen Quartetts“. Es gibt auch Leute, die dafür bezahlt werden, daß sie über Lite-

ratur reden – Platons „Ion“ hat einen Homer-Rezitorator und -Ausleger zum Gegenstand, der ein ausgesprochener „Star“ ist. Schließlich haben wir in Aristoteles' „Poetik“ ein Set von Anweisungen, wie man über Literatur reden soll und wie nicht (wenn man sich nicht blamieren will). Warum dieses Engagement? Man könnte sich das so zurechtlegen: *Literatur* erlaubt den Menschen ein multiples Leben; ich kann lesend, hörend, sehend Blicke in die Welt tun, die ich selbst nicht tun könnte, ich kann mir Erfahrungen aneignen, die ich selber nicht machen könnte. Das *Reden über Literatur* macht mich wieder auf die Vielzahl der in einem Stück Literatur enthaltenen Erfahrungen und Weltansichten aufmerksam, die mir ohne solches Lenken meiner Aufmerksamkeit entgangen wären. Wenn ich das so beschreibe, beschreibe ich aber gleichwohl keinen bewusst verfolgten Zweck, sondern eine soziale Praxis, und zwar nicht auf ihr mögliches Ergebnis hin, nicht darauf hin, was sie *bewirkt*, sondern darauf hin, was sie, als geübte, *ist*. Darum, etwa bei Aristoteles, das Achten auf den Kommentar. Die Praxis wird geübt, ganz gleich, ob sie auch so aufgefaßt wird, wie ich das eben getan habe, und also ist meine Beschreibung auch keine Rechtfertigung dieser Praxis oder Appell, für so etwas Schönes und Nützliches doch bitte ein paar Steuermittel mehr aufzuwenden. Ich weise einfach darauf hin, daß unsere Kultur *immer schon* Literatur produziert und über sie geredet hat, und daß also, wenn das plötzlich aufhörte, unsere Kultur nicht mehr unsere Kultur wäre, sondern etwas anderes. Daß man dann, was von unserer Warte aus ein Verlust wäre, als solchen nicht wahrnehmen würde, weil man sich eben nicht mehr in unserer Kultur befände, sondern in einer anderen, die mit dem Verlust einer bestimmten sozialen Praxis auch das Gefühl, sie zu vermischen, einbüßen würde, steht auf einem anderen Blatt. Können wir uns eine solche Kultur überhaupt vorstellen?

Es ist nicht ganz leicht, aber ... – nun, es gibt einen sonderbaren Film von Paul Verhoeven nach einem Science-Fiction-Roman von Robert Heinlein, „Starship Troopers“. Die Story des Films ist ziemlich krude, und ich will sie auch nur andeuten. Die Menschheit ist in einen intergalaktischen Krieg mit einer fremden Lebensform, einer Art intelligenter Spinnentiere, Käfer und Schaben verwickelt, der von beiden Seiten mit äußerster Brutalität geführt wird. Die „Bugs“ genannten Aliens lassen z. B. einen Asteroiden auf Buenos Aires stürzen, die Menschen versuchen die Stützpunkte der „Bugs“ im Weltraum zu vernichten. Im Zentrum der Geschichte stehen zwei College-Absolventen – ein junger Mann und eine junge Frau –, die sich freiwillig zu den Truppen melden. Sie wird Pilotin, er geht zur Infanterie, und über die Geschichte dieser beiden lernen wir eine Menge über die Welt, in der sie leben. Zunächst ist sie zwar einerseits eine blankpo-

lierte Zukunftswelt, andererseits von ausgesprochener Brutalität, nicht nur den Feinden gegenüber, sondern z. B. machen sich die kleinen Kinder ein Vergnügen daraus, harmlose irdische Käfer plattzutreten – ein Sport, über den in den Fernsehnachrichten berichtet wird. Unter den Soldaten kommt es immer zu Gewaltausbrüchen, in der Rekrutenausbildung ist man zur Strafe der öffentlichen Auspeitschung zurückgekehrt, und in einer TV-Talkshow tritt eine DiskutantIn ihrem Gesprächspartner plötzlich vors Schienbein. Andererseits gibt es Trainingskurse für Telepathie, und einige bringen es in dieser Kunst recht weit.



Nach ausufernd gezeigten Schlachten, erleben wir mit, wie die gräßliche Entdeckung gemacht wird, daß die „Bugs“, wenn sie auf irgendwelchen Planeten menschliche Stützpunkte erfolgreich überfallen, die Menschen nicht nur töten, sondern ihnen das Gehirn aussaugen, oder, wie es ein Offizier formuliert: „sieh mal, das ganze Gehirn weggeklutscht“. Auf eine nicht weiter erläuterte Art und Weise eignen die „Bugs“ sich auf diese Weise menschliches Denken an. Und spätestens dann merken Sie, daß es in diesem Film nicht nur um das dekorative Niedermetzeln von Riesenkäfern geht, sondern um Hermeneutik. Am Ende gelingt einem Platoon unter der Leitung unseres Infanteristen, der dabei gleichzeitig die schöne Pilotin rettet, etwas aus einer Höhle zu holen, das sie „Brain-Bug“ nennen. Die „Bugs“ werden von diesem „Brain-Bug“ gesteuert, die Einzelwesen funktionieren nämlich nicht als Einzelne, sondern als ferngesteuertes Kollektiv – etwas, das für die Menschen – oder doch wenigstens für die Offiziere – eine gewisse Attraktivität hat: „sie haben kein Ego und darum keine Angst vor dem Tod“. Als sie den „Brain-Bug“ aus seiner Höhle zerren, legt ihm einer von den in Telepathie Trainierten die Hand auf und strahlt dann in die Runde: „Er fürchtet sich!“. Jubel ringsum. Die letzte Einstellung des Films ist eine Nachrichten-

Der Rektor, Prof. Klaus Erich Pollmann (re.), und der Dekan der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften, Prof. Eckhard Dittrich (li.), überreichen die Urkunde an Prof. Dr. Dr. h. c. Jan Philipp Reemtsma (Mi.).

sendung, in der berichtet wird, wie es nun mit dem „Brain-Bug“ weitergeht: „Wir haben, was wir wollen und können erforschen, was sie denken. Denn nur wenn wir die Bugs verstehen, können wir sie besiegen.“ Und dann sieht man einige Wissenschaftler, die sich mit Bohrern, Messern und Zangen über das Wesen hermachen.

Das unter den „Bugs“ verbreitete Verständnis von Hermeneutik ist das Auffressen, bei den Menschen ist es die Folter. Die Telepathie wird dazu benutzt, sich an der Angst eines fremden Wesens zu freuen. Nun wäre das alles wenig bemerkenswert, und Sie fragen sich wahrscheinlich sowieso, warum ich so ausdauernd über einen doch wohl eher zweifelhaften Film rede.

Aber es gibt noch eine andere Szene, die man zu dem bisher Erzählten in Beziehung setzen muß. Es herrscht in der geschilderten Welt völlige Gleichberechtigung der Geschlechter, wogegen ja wirklich nichts zu sagen ist, es herrscht auch völlige

Gleichbehandlung – auch dagegen ist eigentlich nichts einzuwenden –, als beide in derselben Weise militärisch ausgebildet werden, aber einmal erleben wir Rekruten unter der Dusche: Männer und Frauen, alle jung, hübsch, gut gewachsen, lachend, sich abseifend. Wir merken plötzlich, daß es sich um eine Welt ohne Scham handelt, und – obwohl es zwischen diesen jungen, hübschen, gut gewachsenen, fröhlichen Männern und Frauen Sex gibt, scheint es dennoch eine Welt ohne Begehren zu sein. Dort, wo keine Scham zu überwinden ist, verliert der Sex das Riskante, Abenteuerliche und wird zur Triebabfuhr. Als die junge Frau dem jungen Mann Avancen macht, sagt dem sein vorgesetzter Offizier: „Einen guten Rat gebe ich dir: nimm, was du kriegen kannst.“

Nun gehört aber genau das zur Hermeneutik: Scham und Begehren. Sie erinnern sich vielleicht an jenen „Peanuts“-Cartoon, in dem Linus gefragt wird, was sie denn im Religionsunterricht durchnehmen, und er antwortet: die Briefe des Apostel Paulus, aber er fände es doch ein wenig unbehaglich, anderer Leute Briefe zu lesen. Lesen, verstehen bedeutet beides: attrahiert zu sein von etwas, das ich noch nicht kenne, und dennoch nicht zu wissen, ob ich nicht einen Akt der Indiskretion begehe. In Kafkas „Vor dem Gesetz“ wird dieses Verhältnis umge-

kehrt: Der Mann traut sich nicht hineinzugehen, weil er sich fürchtet, muß vor seinem Tode aber hören, daß der Eingang zu dem Gesetz nur für ihn bestimmt war. In der Welt der „Starship-Troopers“ könnte diese Geschichte keine Emotionen wecken. Es gibt dort keine Scham und kein Begehren, und die Fähigkeit zur Telepathie ist genau darum so verbreitet: Die Leute sind einander geheimnislos geworden.

Eine Kultur ohne die Kunst der Hermeneutik entspricht einer Gesellschaft, in der die Menschen füreinander kein Problem darstellen. Oder umgekehrt: Je weniger die Menschen füreinander Probleme darstellen, je mehr sich alles auf ein einziges gemeinsames Ziel hin ordnet (im Film: den intergalaktischen Krieg), desto weniger gibt es zu verstehen, desto weniger sind die Menschen durch Begehren und Scham einander verbunden. Dann aber vermißt man auch nichts mehr. In Brechts Stadt „Mahagonny“ konnte man wenigstens noch sagen: „Aber etwas fehlt“. Bei den „Starship-Troopers“ nicht mehr.

Ich habe vor wenigen Wochen in Israel mit Mitarbeitern eines interessanten Jerusalemer Projektes gesprochen, dem sogenannten „Adam-Institut“. Die Mitarbeiter dieses Instituts sind, so könnte man sagen, Mediatoren für jüdisch-arabische Konflikte. Ein Beispiel: Eine Gruppe jüdischer und eine Gruppe arabischer Künstler wollen eine gemeinsame Ausstellung veranstalten. So weit so gut. Als es aber konkret werden soll, überlagern die Konflikte der Region, die unterschiedlichen Sichtweisen etc. alles andere. Was nun tun die Mediatoren des „Adam-Instituts“? Sie tun nicht das, was man denken sollte, und was einem normalerweise Ethik-Kommissionen anraten: die Gemeinsamkeiten finden. Die sind ja schon da – der Wunsch nach einer gemeinsamen Ausstellung eben –, aber haben sich als nicht verbindend genug herausgestellt. Nein, die Methode besteht darin, die Situation komplizierter zu machen, nicht das Gemeinsame zu suchen, sondern das, was die Beteiligten *sonst noch trennt*. Sie sind ja nicht nur Juden und Araber, Juden und Moslems und vielleicht Christen oder Atheisten, und das vielleicht in ganz unterschiedlicher Intensität, sie sind Frauen und Männer, sie sind Anhänger unterschiedlicher künstlerischer Stile und Traditionen etc. Diese unterschiedlichen Perspektiven aufeinander werden in Gesprächen, Rollenspielen und so weiter ausprobiert, und so merken die Beteiligten, daß sie *in ganz unterschiedlicher Weise Probleme für einander* sind – und nicht nur in *einer* Hinsicht. Sie merken, daß sie einander nicht nur in einer Hinsicht nicht verstehen, daß sie sozusagen in vielfältiger Weise miteinander hermeneutisch verfilzt sind. Und das ist es, was sie verbindet. Diese Art Umgang setzt keine friedliche Welt voraus, im Gegenteil, diese Art miteinander



Zu den Gästen der Festveranstaltung gehörte auch Sachsen-Anhalts Kultusminister Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz (li.), hier mit Rektor Prof. Dr. Klaus Erich Pollmann (re.).

umzugehen, ist Teil einer extrem unfriedlichen Welt, einer Welt voll von Entführung, Folter und Mord. Hermeneutik heißt, lassen Sie mich es heute einmal so formulieren, der Welt nicht das letzte Wort zu lassen. Würden wir sie vermissen? Bewahren wir uns davor, ihr Fehlen irgendwo, wo auch immer, nicht vermissen zu

können. Bewahren wir uns und einander davor, einander – und uns – kein Problem mehr zu sein.

Noch einmal erlauben Sie mir, der Universität Magdeburg meinen Dank für die mir verliehene Ehre auszusprechen.



Prof. Dr. phil. Jan Philipp Reemtsma,

geboren 1952, lebt und arbeitet vorwiegend in Hamburg. Er ist Geschäftsführender Vorstand des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Hamburg und Vorstand der Arno Schmidt Stiftung.

Zahlreiche Veröffentlichungen zu literarischen, historischen, politischen und philosophischen Themen, darunter: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne* (2008), *Lessing in Hamburg* (2007), *Über Arno Schmidt. Vermessungen eines poetischen Terrains* (2006), *Das unaufhebbare Nichtbe-scheidwissen der Mehrheit. Sechs Reden über Literatur und Kunst* (2005), *Folter im Rechtsstaat?* (2005), *Rudi Dutschke, Andreas Baader und die RAF* (2005; zusammen mit Wolfgang Kraushaar und Karin Wieland), *Warum Hagen Jung-Ortlieb erschlug. Unzeitgemäßes über Krieg und Tod* (2003), *Verbrechensopfer. Recht und Gerechtigkeit* (2002; zusammen mit Winfried Hassemer).